



alpine**rettung**schweiz

Eine Stiftung von



Schweizer Alpen-Club SAC
Club Alpin Suisse
Club Alpino Svizzero
Club Alpin Svizzer



AUSGABE 31 | DEZEMBER 2014

IKAR-Kongress | Seite 2

Editorial | Seite 3

Bergrettung in den USA | Seite 4

IKAR-Office | Seite 6

Stationsinterne Alarmierung | Seite 7

Reanimation mit AutoPulse | Seite 9

Rettung aus der Riesending-Höhle | Seite 10

Im Einsatz gestorben | Seite 12

Hermann Geiger-Stiftung | Seite 13

Bergretter im Fokus | Seite 14

IKAR 2014

Bergrettungsorganisation bleibt in Schweizer Hand

Die IKAR wird weiter von einem Schweizer präsiert. Auf Gerold Biner folgt ARS-Stiftungsratspräsident Franz Stämpfli. Er will namentlich die laufenden Trends hin zu mehr Regulierung und Professionalisierung in der Bergrettung im Auge behalten.

Die 66. IKAR-Delegiertenversammlung fand am Donnerstag, 9. Oktober in South Lake Tahoe, USA, statt. Da der bisherige Präsident Gerold Biner nach vier Jahren im Amt zurücktrat, stand die Wahl eines Nachfolgers auf der Traktandenliste. Zwei Schweizer kandidierten. Patrick Fauchère von der Kantonalen Walliser Rettungsorganisation (KWRO) und Franz Stämpfli. Der Stiftungsratspräsident der ARS setzte sich schliesslich knapp durch. Gerold Biner wurde zum Ehrenmitglied gewählt.

Stämpfli hat sich und der IKAR ehrgeizige Ziele gesetzt. Er will die Regulierungs- und

Professionalisierungstrends in vernünftige Bahnen lenken, die rechtliche Stellung von Bergrettern und ihren Organisationen im Auge behalten und die Verbandskommunikation ausbauen. Das internationale Lobbying für die Bergrettung möchte er insbesondere durch Partnerschaften mit anderen Alpinorganisationen fördern. Weiter will er internationale Förder- und Entwicklungsprojekte akquirieren und begleiten.

Alles neu

Die IKAR geht nicht nur mit einem neuen Präsidenten in die Zukunft. Auch Logo und Website ändern, und das Leitbild wurde neu formuliert, wie der Vorstand informierte. Die Organisation definiert sich darin als Plattform für die Bergrettung, die entsprechen des Know-how austauschen und verbreiten will. Damit soll die Bergrettung besser und sicherer werden. Die Leitlinien im Wortlaut (nur auf Englisch) finden sich auf der IKAR-Web-



Das neue IKAR-Logo

site (www.ikar-cisa.org > Grundlagen). Die neue Website (www.alpine-rescue.org) ist noch leer. Es nimmt einige Zeit in Anspruch, bis alle Inhalte gezeugelt sind.

Die Delegierten beschlossen, dass der IKAR-Kongress 2016 in Borowez im bulgarischen Rila-Gebirge stattfinden soll. Nächstes Jahr geht die Reise nach Killarney, Irland.

Checkliste für die Lawinenrettung

Begonnen hatte das diesjährige IKAR-Treffen bereits am Montag, 6. Oktober, mit dem Feldtag. Dabei wurden einige interessante Neuerungen vorgestellt. Für die Lawinenrettung wurde eine Checkliste vorgestellt, die vom Schweizer Arzt Alex Kottmann mitentwickelt wurde. Die «Avalanche Victim Resuscitation Checklist» leitet Bergretter, Lawinenhundeführer, aber auch Rettungssanitäter und Arzt bei der Versorgung von Lawinenpatienten an. Zudem können die Retter darauf wichtige Eckpunkte notieren wie Lawinenabgang, Verschüttungszeit, Atemhöhle etc. Diese Informationen helfen dem Arzt, darüber zu entscheiden, welche medizinische Versorgung der Patient braucht. Die Checkliste soll – mit der entsprechenden Ausbildung – in den nächsten zwei Jahren in der ARS eingeführt werden.

An weiteren Posten ging es um ein neues Sondiersystem, das Management eines Grossereignisses, um Störfaktoren beim Recco-Suchgerät, LVS-Neuerungen und die Behandlung von unterkühlten Patienten.

Was das LVS stört

Am Dienstag ging es am eigentlichen Kongress mit Vorträgen weiter. Das Gebotene deckte ein breites Spektrum an Themen ab. Nur zwei Beispiele sollen näher vorgestellt



Der neue IKAR-Präsident Franz Stämpfli (links) und sein Vorgänger Gerold Biner, der zum Ehrenmitglied ernannt wurde Foto: Theo Maurer



Gerold Biner
CEO Air Zermatt



Editorial

- Der Patient muss im Mittelpunkt stehen!
 - Die IKAR schafft Basisgrundlagen für eine globale Bergrettung!
 - Die Bergretter müssen vor Überregulation geschützt werden!
 - Die IKAR verbessert die Bergrettung durch Erfahrungsaustausch und mittels Empfehlungen!
- Mit diesen vier Zielen bin ich als Präsident der Internationalen Kommission für Alpines Rettungswesen (IKAR) vor wenigen Jahren im schwedischen Åre gestartet. Nun werde ich nach 15 Jahren als Delegierter, Mitglied des Vorstands und zu guter Letzt als Präsident die IKAR verlassen.

Beim kritischen Blick zurück gibt es ein paar Punkte, die mir erwähnenswert scheinen. Dank der gütigen Mithilfe der ARS und der REGA konnte das IKAR-Office aufgebaut werden. Auch wenn der Anfang nicht einfach war, hat sich die Mühe gelohnt. Wir sind professioneller geworden und haben eine Anlaufstelle, die eines Verbandes dieser Grösse auch würdig ist (vgl. Seite 6).

Ein weiterer Schritt war der Wechsel der Amtssprache ins Englische. Wichtige Bergrettungsorganisationen waren in den vergangenen 60 Jahren praktisch ausgeschlossen, wurde doch im Vorstand hauptsächlich Deutsch gesprochen. In der heutigen Zeit reicht es nicht mehr aus, ein technisch hochversierter Bergretter zu sein, man muss als Delegierter einer internationalen Kommission auch die englische Sprache beherrschen.

Da die Regulierungswut den Rettungsbereich immer mehr betrifft, kann an dieser Stelle festgehalten werden, dass die eingangs erwähnten Ziele nicht abschliessend erreicht werden konnten. Sie werden meinen Nachfolger noch des Öfteren beschäftigen. Ihm wünsche ich viel Erfolg und bin mir sicher, dass mit dem aufgebauten Team die Internationale Kommission für Alpines Rettungswesen bestens für die Zukunft gerüstet ist.

Gerold Biner



Kenji Kimura (ganz links) mit Vertretern der Delegationen aus der Schweiz und Japan vor dem Lake Tahoe. Er wurde 1970 aus der Eigernordwand gerettet. Foto: zvg

werden. Ein Vertreter von Mammut informierte über eine Studie, die den Einfluss von elektronischen Geräten und metallenen Gegenständen auf die digitalen LVS untersucht hat. Wichtig zu wissen: LVS können in ihrer Funktion gestört werden, wenn sie Smartphones, Stirnlampen, GPS, Uhren, Alufaschen, Aluschaufeln, Sonden etc. zu nahe kommen. Mammut hat aus den Erkenntnissen Empfehlungen abgeleitet. Erstens: LVS sollten im SENDEN-Modus mindestens einen Abstand von 20 cm zu anderen elektronischen Geräten haben. Zweitens: LVS sollten im SUCHEN-Modus mindestens einen Abstand von 50 cm zu anderen elektronischen Geräten haben. Beim Suchen sollte der Retter sein Smartphone wenn möglich ausschalten und alle Geräte im Rucksack verstauen oder mit einem Abstand von mindestens 50 cm in der anderen Hand tragen (z.B. Schaufel und Sonde).

Ein italienisches Team hat während dreier Jahre das Stressverhalten des Hundes während Einsätzen erforscht. Eindrücklich wurde gezeigt, wie Herzschlag und Blutdruck der

Tiere vor und nach einem Helikopterflug oder wenn sie eine Person anzeigen, ansteigen. Auch das Suchen von Mehrfachverschütteten bedeutet für den Hund mehr Stress. Als beste Prävention gelten optimale Trainingseinheiten in allen Einsatzsituationen, sodass der Hundeführer mit seinem Hund ein eingespieltes Team bildet und beide ihre Arbeit gut kennen.

Überraschende Begegnung

Zu einem Kongress gehören nicht nur Vorträge, sondern auch der Austausch am Rande der offiziellen Veranstaltungen. Dabei kommt es zu wertvollen und manchmal überraschenden Begegnungen. So lernten die Schweizer Vertreter im Gespräch mit der japanischen Delegation Kenji Kimura kennen. Er hatte sich im Januar 1970 in den Ausstiegrissen der Eigernordwand ein Bein gebrochen. In einer dramatischen Aktion war er darauf von Schweizer Rettern am Stahlseil einer Friedliwinde auf den Gipfel hochgezogen worden. Es war die erste Winterrettung aus der Nordwand.



BERGRETTUNG ANDERSWO

Wer rettet, wird getestet

Die Rettung in den USA funktioniert vor allem dank den Freiwilligen von 99 lokalen Rettungsteams. Eine nationale Dachorganisation gibt Minimalstandards vor und lässt regelmässig überprüfen, ob die Teams diesen auch genügen.

Douglas County im Bundesstaat Nevada grenzt im Westen an Kalifornien. Ein Teil dieser Grenze liegt im Lake Tahoe, an dessen Südeinde die diesjährige Versammlung der IKAR stattgefunden hat. Wasser ist deshalb eines der Elemente, mit denen sich die lokalen Retterinnen und Retter auskennen müssen. Auf dem Territorium des Countys liegt aber auch ein Teil des Hochgebirges Sierra Nevada. Dazu kommt eine ansehnliche Fläche Wüste. Ein grosser Teil davon ist unbewohnt. Entsprechend tief ist die Bevölkerungsdichte. Liegt Douglas County mit seinen 1911 Quadratkilometern flächenmässig zwischen den Kantonen Zürich und St. Gallen, kommt es, was die Einwohner anbelangt, nicht einmal an Appenzell Ausserrhoden heran. Weniger als 50 000 Seelen zählt das County. Diese und ein beträchtlicher Strom an Touristinnen und Touristen lieben die unberührte, wilde Schönheit der Region – und gehen verloren, verunfallen oder werden von Wetterumbrüchen überrascht.

Vermisstensuche als Hauptaufgabe

Hier kommt das «Douglas County Sheriff's Search & Rescue»-Team (DCSSAR) ins Spiel. Rund 30 freiwillige Retterinnen und Retter suchen und retten Menschen in Notlage. Der «Sheriff» taucht im Namen der Organisation deshalb auf, weil sie ihre Einsätze in der Regel im Auftrag der County-Polizei macht. Auch das Jahresbudget von 30 000 Dollar (rund 28 000 Schweizer Franken) wird von der Polizei bestritten. Die Zusammenarbeit der freiwilligen Retterinnen und Retter mit den lokalen Ordnungshütern hat eine lange Tradition. Sie begann bereits im Jahr 1955.



Zum Einsatzgebiet des «Douglas County Sheriff's Search & Rescue»-Teams gehört der Lake Tahoe. Foto: Theo Maurer

Das DCSSAR-Team leistet rund 50 Einsätze pro Jahr. «Missing person» ist der Begriff, den man in der Einsatzstatistik am häufigsten liest. Immer wieder gehe es um (unverletzte) Freerider, die nicht mehr wüssten, wo sie seien, erklärt Ryder Evans (vgl. Kasten). Sie rufen die Einsatzzentrale der Polizei, die dann die DCSSAR-Leute via Pager aufbietet.

Die Retter verfügen über zehn Geländefahrzeuge, sechs Snowmobile, zwei Pistenfahrzeuge, einen Kommandobus und weitere Spezialfahrzeuge, um auszurücken. Die Zusammenarbeit mit Polizei, Feuerwehr und benachbarten Rettungsorganisationen läuft laut Ryder Evans einwandfrei: «Alle helfen einander.» Es gibt auch Vereinbarungen, in denen die Zusammenarbeit geregelt ist. Zudem finden gemeinsame Trainings statt.

Allrounder gesucht

Die Grundausbildung der Retter dauert 110 Stunden und verteilt sich auf drei Wochen. Dazu kommen unterschiedliche zeitaufwendige Weiterbildungen für Spezialisten in den Bereichen Lawinen- und Geländesu-

che, Wildwasser, Hunde, Medizin, Team- und Einsatzleitung. Wie Ryder Evans sagt, ist es derzeit nicht einfach, Nachwuchs für den aufwendigen Dienst im DCSSAR-Team zu finden. «Wir brauchen hauptsächlich Allrounder», erklärt er das Anforderungsprofil.

Nationale Minimalstandards

Lokale Rettungsteams wie jenes aus dem Douglas County sind mit den Rettungsstationen in der Schweiz vergleichbar. Auch sonst gibt es in der schweizerischen und der US-amerikanischen Rettungsorganisation Parallelen. Das Pendant zur ARS ist die Mountain Rescue Association (MRA). Ihre Hauptauf-

Blick über die Grenze

Der Beitrag über die Rettung in Douglas County und den USA gehört zur Serie über die Bergrettung in anderen Ländern. Der Blick über die Grenze macht Ähnlichkeiten und Unterschiede sichtbar und kann Anregungen für neue Ideen und Lösungen liefern.



gabe ist es, die Minimalstandards festzulegen, welchen die lokalen Rettungsteams zu genügen haben. Daneben kümmert sich die MRA vor allem um administrative Belange, gibt das Onlinemagazin «Meridian» heraus, organisiert Konferenzen, dient als Informations- und Austauschplattform und tritt als nationale Stimme für die Sache der Bergrettung ein. Die MRA finanziert sich durch Mitgliederbeiträge und Sponsoren. Das Jahresbudget liegt bei bescheidenen 30 000 Dollar. Wie in der Schweiz gibt es auch in den USA eine Organisationsstufe zwischen der MRA und den lokalen Rettungsteams: die Regionen. Die ganze USA ist in acht solche Einheiten aufgeteilt. Der Gebirgszug der Appalachen bildet eine Region, die sich im Osten der

USA über 2400 Kilometer von der kanadischen Provinz Québec bis fast zum Golf von Mexiko erstreckt («Appalachian»). Ganz im Westen liegt die Region «California», östlich davon schliessen die «Desert Region», die «Inter-Mountain Region» und die Region «Rocky Mountain» an. Im Norden von Kalifornien liegen die Regionen «Oregon» und «Washington». Die achte Region ist «Alaska».

Regelmässige Tests

Die 99 lokalen Rettungsequipen gehören einer dieser acht Regionen an. 78 davon setzen sich wie das Douglas-County-Team aus Freiwilligen zusammen, 21 sind professionelle Rettungsorganisationen aus Nationalparks. Insgesamt zählen die Teams, die der MRA an-

geschlossen sind, rund 2500 meist freiwillige Retterinnen und Retter.

Die Rettungsteams müssen sich regelmässig akkreditieren, um Mitglied der MRA sein zu können.

Die MRA gibt für die drei Disziplinen Felsrettung, Schnee- und Eisrettung sowie Geländesuche vor, was sie können müssen. Um ein ordentliches Mitglied zu werden oder zu bleiben, muss ein Team in allen drei Bereichen genügen. Teams, die nicht oder nur in einzelnen Disziplinen akkreditiert sind, können assoziierte Mitglieder werden. Normalerweise beginne ein Team als assoziiertes Mitglied und mausere sich über die Jahre zu einem ordentlichen Mitglied, sagt MRA-Präsident Dave Clarke. Die MRA verlangt, dass sich jedes Team alle fünf Jahre neu akkreditieren lässt. Einzelne Regionen schreiben kürzere Zyklen vor. Die Regionen sind es auch, die die effektiven Akkreditierungsanforderungen festlegen und überprüfen. Je nach den topografischen Gegebenheiten können sie über die Minimalanforderungen der MRA hinausgehen. So setzten etwa Washington und Alaska einen stärkeren Fokus auf die Lawinen- und Spaltenrettung als beispielsweise die «Desert Region», erklärt Clarke. Die Akkreditierung findet in Form einer Rettungsübung statt. Das getestete Team wird von erfahrenen Rettern der Region beobachtet und evaluiert. Sie weisen auf Verbesserungspotenzial hin, sagen aber auch, welche Aufgaben das Team gut gelöst hat. Dass ein Team durchfalle, sei selten, sagt Clarke. Wenn doch, bekommt es eine zweite Chance. «Der wahre Wert des Akkreditierungsverfahrens liegt jedoch darin, wie es vorbereitet wird. Alle Retter kommen zum Trainieren und halten ihre Fähigkeiten à jour.»



Das Logo der MRA
Grafik: zvg

«Ich mache mit, weil es Retter braucht»

Ryder Evans ist seit elf Jahren für die Rettung in Douglas County, Nevada, aktiv. Der 46-jährige Teamleader ist verheiratet, hat zwei Kinder und arbeitet als Software-spezialist.



Ryder Evans
Foto: Theo Maurer

Warum engagieren Sie sich in der Rettung?

Ich wohne mit meiner Familie in der Region. Ich entschied mich, bei der Douglas County SAR aktiv zu werden, ganz einfach weil ich erkannte, dass es bei uns Retter braucht.

Was gefällt Ihnen an der Rettungsarbeit?

Ich helfe gerne, und das Mitmachen ist auch immer eine Herausforderung. Die Kameradschaft bei

uns ist sehr gut. Es macht immer wieder Freude, dabei zu sein.

Wie viel Zeit kostet Sie Ihr Engagement?

Ich arbeite in allen Einsatzbereichen, der Schwerpunkt liegt bei der Technik. Alles in allem komme ich pro Jahr auf 300 Einsatzstunden. Pro Monat haben wir fünf Trainings.

Erinnern Sie sich an eine ganz besondere Rettungsaktion?

Ein Schneeschuhläufer war in steilem Gelände auf der vereisten Schneedecke ausgerutscht und über ein kleines Felsband geflogen. Dabei wurden ihm die Schneeschuhe abgeschlagen. Er zog sich beim Sturz 17 Knochenbrüche an Beinen und Armen zu. Zu seinem grossen Glück stoppte die Talfahrt vor dem nächsten Felsabsatz. Wahrscheinlich hätte er den zweiten Sturz von ungefähr 300 Metern nicht überlebt. Der Mann konnte per Heli gerettet werden.

IKAR-OFFICE

Drehscheibe einer wachsenden Organisation

Die IKAR verfügt seit Kurzem über ein Sekretariat. Das IKAR-Office ist bei der ARS-Geschäftsstelle angesiedelt und wird von Tom Spycher betreut. Er erklärt, was seine Aufgaben sind und weshalb es seine Stelle braucht.

Am IKAR-Kongress 2012 hatten die Delegierten beschlossen, eine ständige Geschäftsstelle einzurichten. Das Mandat zur Führung des Sekretariats wurde der ARS übertragen. Nach Personalproblemen zu Beginn, hat Tom Spycher diesen Sommer die Arbeit fürs IKAR-Office im Rega-Center am Flughafen Zürich aufgenommen. Der Rega-Einsatzleiter arbeitet zu 30 Prozent für die IKAR. Nur eine Tür trennt seinen Arbeitsplatz von der Geschäftsstelle der ARS.

Globale Kommunikation

«Das IKAR-Office soll primär den IKAR-Vorstand von administrativen Tätigkeiten entlasten», umreisst Spycher seine Hauptauf-

gabe. So wickelt er einen beträchtlichen Teil der IKAR-Korrespondenzen ab. Das Kommunikationsmittel der Wahl ist dabei E-Mail. Unter anderem wegen der Zeitverschiebung: Die Mitglieder der IKAR sind über die ganze Welt verteilt. Spycher will die Bergretter in fernen Ländern nicht aus dem Schlaf klingeln. Kommt dazu, dass er nur während ca. zwölf Stunden wöchentlich für die IKAR arbeitet und telefonisch oft nicht erreichbar ist. «E-Mail ermöglicht es mir, meine Arbeit auch mobil und so flexibel wie möglich zu erledigen.»

Zu den Aufgaben des IKAR-Office gehören die Betreuung der Sponsoren, der Mitglieder und der Ehrenmitglieder, die Buchhaltung, die Website und die Dokumentenablage. Viel Arbeit beschert auch der jährliche IKAR-Kongress. Er wird jeweils durch ein lokales Mitglied ausgerichtet und dabei vom Office tatkräftig unterstützt. Der Kongress in Lake Tahoe war die Premiere für Spycher. Wie verlief die Feuertaufe? «Meine erste Teilnahme an einem IKAR-Kongress war äusserst spannend, aber auch sehr anstrengend», sagt er. Es habe unendlich viel zu besprechen oder zu bereinigen gegeben, zwei Vorstandssitzungen mussten vorbereitet und protokolliert und die Delegiertenversammlung über die Bühne gebracht werden. Da reichte die Zeit nicht mehr, um auch noch Vorträge anzuhören. «Aber dafür habe ich kaum je so viel erlebt und erledigt wie hier am Kongress», freut sich Tom Spycher.

Immer grösser, immer professioneller

Die lange Liste seiner Aufgaben ist einer der Gründe dafür, dass die Geschäftsstelle überhaupt geschaffen wurde. «Die Organisation ist stets am Wachsen, und sie wird zunehmend professionalisiert», sagt Spycher. Mit dieser gewünschten und erfreulichen Entwicklung sei der administrative Aufwand für die ehrenamtlichen Vorstandsmitglieder zu

gross geworden. Das habe sich seit längerer Zeit abgezeichnet, weshalb die IKAR 2004/2005 das interne Projekt Futura gestartet habe. Die Schaffung einer Geschäftsstelle war einer der Vorschläge, die dabei erarbeitet wurden. Eine Idee, der sich die IKAR-Delegierten nicht verschlossen. Am stärksten profitiert der IKAR-Präsident vom neuen Office. «Er kann sich damit besser auf die Führung des Vorstandes konzentrieren, sich um die wichtigen Kontakte kümmern und sich Gedanken zur Zukunft der IKAR machen», sagt Spycher.

Synergien nutzen

Dass die ARS die Geschäfte der IKAR führt und zum Teil auch die Kosten dafür trägt, findet er naheliegend. «Der Vorstand besteht zu einem grossen Teil aus Mitgliedern aus dem Alpenkamm, ein Office in der Nähe ist deshalb sinnvoll.» Die Geschäftsstelle bei einer national bedeutsamen Rettungsorganisation anzugliedern, habe ausserdem den Vorteil, dass jemand die Arbeit übernehmen könne, der in der gleichen Branche arbeite und entsprechende Kenntnisse mitbringe.

Nach den ersten Monaten zieht Spycher eine positive Bilanz. «Mir gefällt die neue Aufgabe. Ich kann vieles neu aufbauen und dem Ganzen eine professionelle Struktur geben, das ist interessant und motivierend.» Besonders interessant und abwechslungsreich findet er das Bearbeiten der Mitgliedschaftsanträge aus den neuen «Märkten» Asien und Südamerika. Dabei kommen seine Sprachkenntnisse zum Tragen: «Der intensive Gebrauch des Englischen macht mir Freude.»



Mobil und flexibel: Tom Spycher betreut seit dem 1. Juni 2014 das IKAR-Office.
Foto: Pablo Féniz



STATIONSINTERNE ALARMIERUNG

Wie der Alarm zum Retter kommt

Ein Notruf erreicht eine Rettungsstation in aller Regel via die Einsatzzentrale der Rega. So weit, so einfach. Wie anschliessend die Retterinnen und Retter aufgeboden werden, ist weniger einheitlich. In einigen Stationen genügt das Handy, andere arbeiten mit ausgeklügelten Kommunikationssystemen.

Vor allem in kleineren Stationen mit eher tiefen Einsatzzahlen vertraut man ganz aufs Handy. In der Tessiner Rettungsstation Olivone etwa ruft der Einsatzleiter, der die Meldung der Rega auf dem Pager empfangen hat, jene Retter an, die er braucht. Rettungschef Vasco Bruni bezeichnet dieses System als «einfach und funktional». Ähnlich wird es in Montreux gehandhabt. Von fünf Einsatzleitern, die mit Pager ausgerüstet sind, hat immer einer während zweier Wochen Pikett. Er hat eine Liste, auf der die Retter aufgeführt sind; mit ihren fachlichen Kompetenzen, Ortskenntnissen, zeitlicher Verfügbarkeit. Kommt der Alarm, ruft der Einsatzleiter jene an, welche die nötigen Qualifikationen mitbringen. Auch in grösseren Stationen ist das Handy das bevorzugte Alarmierungsmittel, wenn die Situation bloss zwei, drei Retter erfordert.

In der Station Engelberg genügen oft die Pager, um ausreichend Personal aufzubieten. In der Mannschaft sind zehn Pager auf die verschiedensten Retterkategorien verteilt. «Im Normalfall melden sich genug Leute, um den Einsatz zu bewältigen», schreibt Rettungschef Hans von Rotz. Sollten zusätzliche Retter notwendig sein, werden sie per Telefon aufgeboden.

SMS-Systeme

Das Alarmieren durch individuelle Anrufe stösst an Grenzen, wenn es viele Retter braucht. Es dauert zu lange, bis der Einsatzleiter allen erklärt hat, worum es geht, wo

man sich trifft und welches Material es braucht. Die Rettungsstation Interlaken hat für diesen Fall ein Schneeballsystem installiert. Die kontaktierten Retter rufen ihrerseits weitere Kollegen an.

Weiter verbreitet ist das Verschicken von SMS. In Biasca etwa informiert der Einsatzleiter die anderen Einsatzleiter in der Regel auf diesem Weg. Je nach Situation werden auch die übrigen Retter per SMS voralarmiert und so gleichzeitig ihre Verfügbarkeit abgeklärt. Wer tatsächlich gebraucht wird, erfährt es anschliessend telefonisch oder wieder per SMS.

In vielen Stationen sind Alarmgruppen vordefiniert. Das SMS an deren Mitglieder kann mit einem Knopfdruck verschickt werden. So werden zum Beispiel alle Fachspezialisten gleichzeitig aufgeboden. In Locarno wurden Gruppen je nach Ereignis gebildet: Lawinensuche, Vermisstensuche, Suche nach kran-

ken Personen. Eine Gruppe rückt aus, wenn Personen zu bergen sind, die Suizid begangen haben. «Wir wollen, dass für solche Einsätze nur Retter aufgeboden werden, die mit der Situation umgehen können», erklärt Rettungschef Andres Maggini.

Internetplattformen

Es gibt Rettungsstationen, die bei Grossereignissen den Kommunikationsdienst E-Call (www.ecall.ch) nutzen. Damit können SMS- oder Pager-Nachrichten geschrieben, gesendet und empfangen werden. Der Alarm wird an ein zentrales Onlinesystem gesendet. Dieses leitet die Nachricht an Einzelpersonen oder Personengruppen weiter.

Die Rettungsstation Emmental nutzt E-Call seit zwei Jahren. Rettungschef Adrian Bachmann ist überzeugt vom System: «Es hat sich bei mehreren Einsätzen oder auch Übungen bewährt.» Sämtliche Retter sind im System



Die Einsatzzentrale der Kantonspolizei Obwalden arbeitet mit MoKo. Davon profitiert auch die Rettungsstation Sarneraatal. Foto: Kapo OW



mit Name und Handynummer einzeln erfasst. Ausserdem gibt es die Gruppen «Alle Retter», «Einsatzleiter», «Pager-Träger». So kann personengenau aufgeboden werden. Für die Nachrichten gibt es Textvorlagen, die der Situation angepasst werden können. Die Antworten der Retter werden laufend ausgewertet, sodass rasch klar ist, wer ausrücken kann und wo er sich gerade befindet. Im Verlauf des Einsatzes können jederzeit weitere Meldungen an einzelne oder alle Retter abgesetzt werden. Die Meldungen werden von einem Computer oder Tablet aus geschickt, zur Not genügt ein Smartphone.

Die Rettungskolonie Leysin arbeitet mit einem System mit ähnlichen Funktionalitäten wie E-Call. Die Internetplattform www.rettungskolonie.ch wurde vom Bergretter und Informatiker Stéphane Cheseaux entwickelt und ist genau auf die Bedürfnisse der Bergrettung zugeschnitten. Die Alarmierung via

Smartphone ist ohne Probleme möglich. Die Retter können ihr Profil selber bearbeiten und beispielsweise Abwesenheiten eingeben, was bei der Alarmierung berücksichtigt wird. Der Rettungschef hat ebenfalls Zugriff auf die Profile und kann diese selber anpassen. Das System ist in den Sprachen Deutsch, Französisch, Italienisch und Englisch verfügbar. Es steht anderen Rettungsstationen zur Verfügung.

Zusammenarbeit mit Notrufzentralen

Viele Rettungsstationen arbeiten zur internen Alarmierung mit einer kantonalen Einsatzzentrale zusammen. Diese wiederum haben unterschiedliche Systeme installiert, die allerdings alle ähnlich funktionieren. In der Innerschweiz und den Kantonen Thurgau und Basel-Stadt vertraut man auf MoKoS (Modulares Kommunikations-System), das Alarmierungssystem der Firma Panorgan AG. Wie das für die Bergrettung funktioniert, zeigt das Beispiel der Rettungsstation Sarneraatal: Nach dem Telefonat mit der Einsatzzentrale der Rega kontaktiert der Einsatzleiter die Einsatzzentrale der Kantonspolizei Obwalden und verlangt ein Konferenzgespräch mit der Kommandogruppe der Rettungsstation. Dabei werden alle Pagerträger über das Ereignis informiert und Massnahmen beschlossen. Falls ein Mannschaftsaufgebot nötig ist, wird es von der Einsatzzentrale ausgelöst. Es können verschiedene Gruppen alarmiert werden. Die Retter erhalten eine Sprachnachricht und ein SMS. Die Einsatzleiter werden per SMS darüber informiert, wie viele Retter zum Einsatz kommen können. Die Station hat dieses System seit zwei Jahren. Rettungschef Martin Küchler bezeichnet es als «riesiges Geschenk». «Innert zweier Minuten weiss ich, wer an einen Einsatz kommt. Ein gewaltiger Fortschritt und ein extrem grosser Zeitgewinn beim Aufgebot der Rettungskräfte.» Ein Geschenk ist MoKoS für die Ret-

tungsstation auch im wahrsten Sinn des Wortes: Die Kantonspolizei finanziert es. Das ist nicht überall der Fall. Die Rettungsstation Stans in Nidwalden zum Beispiel zahlt dafür, MoKoS nutzen zu dürfen.

In den Appenzeller Halbkantonen sind es ebenfalls die Einsatzzentralen der Polizei, die bei grösseren Ereignissen eingeschaltet werden. Der Pagerträger, der auf Pikett ist, gibt der Kantonspolizei an, wer aufgeboden werden muss. Der Alarm geht auf die Festnetz- und die Handynummer der Retter. Rettungschef Hanspeter Gredig von der Station Appenzell ist mit dem System zufrieden. «Erfahrungsgemäss dauert es nach einem Alarm für die gesamte Station 15 bis 30 Minuten, bis über die Hälfte der Retter im Depot verfügbar sind.» Jeden ersten Montag im Monat macht die Kantonspolizei einen Probealarm.

Vergleichbar ist die Lösung im Kanton Neuenburg (Station Vue des Alpes) und St. Gallen (Stationen Pizol, Sax), wo die Polizei ebenfalls bedarfsgerecht Gruppen oder einzelne Retter aufbieten kann. Im Kanton Freiburg nutzt die Polizei das Informatiksystem GAFRI (Gestion des alarmes Fribourg), das auch den Bergrettern (Stationen Bulle, Schwarzsee) zur Verfügung steht. Die Station Pilatus arbeitet mit der interkantonalen Sanitätsnotrufzentrale 144 zusammen.

Die Rettungsstation Gstaad kann ihre «Gruppe Entscheid», zu der Einsatzleiter, Pagerträger und treue Übungsleiter gehören, via das «System für Mobilisierung mittels Telefon» (SMT) der Regionalen Alarmzentrale Thun alarmieren. Über dieses System sind auch Konferenzgespräche möglich.

Die Mehrheit der Rettungschefs, die sich zur internen Alarmierung geäussert haben, ist mit ihrem System mehr oder weniger zufrieden. Einzelne haben aber die optimale Lösung für sich noch nicht gefunden. Vielleicht inspiriert sie die vorliegende Auslegung.



Der Rettung steht eine ganze Reihe von Kommunikationsmitteln zur Verfügung. Pager und Handy sind unverzichtbar.

Foto: ARS



REANIMATION

Der unermüdliche Herzmasseur

Seit wenigen Jahren setzt die Rega die mechanische Reanimationshilfe AutoPulse ein. Sie macht die Herzdruckmassage effizienter als Menschen. Das kann auch zur Krux werden.

Für einmal ein Rettungsgerät, das nicht allzu kompliziert aussieht und so funktioniert, dass es auch ein Laie versteht (oder es zumindest glaubt). AutoPulse besteht aus einem Rückenbrett, auf das der Patient gebettet wird, und aus einem Komprimierungsband, das um den Brustkorb gelegt wird. Schaltet der Retter das Gerät ein, wird das Band angezogen, bis es satt anliegt, und fängt sofort an zu pumpen: Mit einer Frequenz von rund 100 Stößen pro Minute drückt es den Brustkorb zusammen. Alle 30 Stöße stoppt es kurz, Zeit für zwei Beatmungsstöße. So, wie es im Reanimations-Algorithmus beschrieben ist. Dann geht es weiter, exakt, im immer gleichen Rhythmus, unermüdlich. Ob der Patient auf dem Unfallplatz am Boden liegt, ob er von Rettern getragen wird, ob er im Helikopter transportiert wird: Das Gerät arbeitet mit unerbittlicher Präzision. Auch Kälte, Wasser oder Erschütterungen beim Transport machen ihm nichts aus.

Entlastung für die medizinischen Retter

«Die Herzmassage macht es besser als wir alle», sagt Markus Reichenbach, Fachverantwortlicher Rettungssanitäter der Rega und Leiter der Rega-Basis Mollis. «Der Blutfluss ist massiv besser, als wenn ein Mensch massiert.» Dazu kommt, dass das Gerät eine Entlastung für die Crew ist. «Es ist, als hätten wir einen Mitarbeiter mehr.» Die Ärzte und Rettungssanitäter können sich auf anderes konzentrieren: die Beatmung, das Legen von Kanülen, das Verabreichen von Medikamenten. Ein weiterer Vorteil: Es verbessert die Sicherheit der Retterinnen und Retter. Dank AutoPulse können sie beim Starten und Landen

des Helikopters angegurtet sein. Müssten sie gleichzeitig Herzmassage machen, wäre das schwierig.

Unveränderte Reanimationsrichtlinien

Trotz dieser gewichtigen Vorteile habe die medizinische Leitung der Rega lange kontrovers diskutiert, ob man die Geräte anschaffen wolle, sagt Reichenbach. Und zwar deshalb, weil die hohe Effizienz der Reanimationshilfe auch zum Problem werden könne. «Es kann den falschen Eindruck vermitteln, einem Patienten gehe es besser, als es tatsächlich der Fall ist.» Oder etwas drastischer formuliert: «Es besteht die Gefahr, dass Hirntote ins Spital geflogen werden.» Das lässt sich dann vermeiden, wenn wie bisher ein Mediziner entscheidet, dass jemand gestorben ist, und das Gerät abstellt. «Wir haben uns gefragt, ob das für unsere Leute machbar ist. Haben sie den Mut für diesen Entscheid?» Die Antwort lautete schliesslich Ja. Gewährleistet werden soll das richtige Handeln dadurch, dass die gleichen Reanimationsrichtlinien an-

gewendet werden wie bisher. Das heisst, es wird nach einer gewissen Zeit überprüft, ob der Patient einen eigenen Kreislauf und den nötigen Blutdruck hat. Wenn sich zeigt, dass dieser Zustand nicht wieder erreicht wird, stellt man den AutoPulse ab. Wann das der Fall ist, hängt stark von der Art des medizinischen Problems ab. So weiss man etwa, dass unterkühlte Patienten gute Überlebenschancen haben, auch wenn sie längere Zeit reanimiert werden müssen. «Wird das Gerät korrekt eingesetzt, ist es eine Supersache», zieht Reichenbach Bilanz. Der AutoPulse fliegt seit dem Winter 2011/12 in jedem Rega-Heli mit. Die Erfahrungen seien sehr positiv und rechtfertigten auch die Anschaffungskosten, findet Reichenbach.

Das Gerät darf nur von Profis, also Ärzten und Rettungssanitätern, bedient werden. Auf dem Unfallplatz oder bei einem terrestrischen Abtransport können auch Bergretterinnen und Bergretter des SAC mit dem fleissigen Maschinenreanimator in Kontakt kommen.



Egal, ob Puppe oder Mensch: AutoPulse arbeitet immer präzise und zuverlässig. Foto: Rega



HÖHLENRETTUNG

Gerettet dank SMS, die durch Felsen gehen

In den Berchtesgadener Alpen fand diesen Sommer eine Höhlenrettung der Superlative statt. Hunderte von Helfern bargen einen verletzten Forscher aus der Riesending-Höhle. Retter und Kommunikationstechnologie aus der Schweiz spielten eine wichtige Rolle.

Yvo Weidmann ist einer der 29 Schweizer Helfer, die an der Aktion beteiligt waren. Der 41-jährige Höhlenretter und Einsatzleiter der Region Ostschweiz von Speleo-Secours wurde am Pfingstmontag, 9. Juni, aufgeboten, einen Tag nachdem der deutsche Höhlenforscher Johann Westhauser ganz unten in der Riesending-Höhle von einem Stein am Kopf getroffen worden war. Mit drei Kollegen flog Weidmann per Helikopter vor Ort. Noch am gleichen Abend stiegen sie zu dritt in die Höhle hin und her. Sie zu Fuss zu überbringen, hätte jeweils mehr als einen Tag gedauert. «Cave-Link war für den Erfolg der Rettung zentral», ist Weidmann überzeugt.

Am Mittwochabend traf die Ablösung ein. In der neuen Gruppe waren zwei Ärzte dabei, die zum Schluss kamen, dass Westhauser transportfähig sei und dass man rasch vorwärtsmachen müsse. Derweil waren Weidmann und seine Kollegen auf dem Rückweg.

Den Kontakt zur Aussenwelt ermöglichte das Datenübertragungssystem Cave-Link (vgl. Kasten). Weidmann und seine Kollegen hatten drei Geräte mit in die Höhle genommen und installiert. Das erste Gerät in etwa 400 Metern Tiefe, das zweite 700 Meter unter dem Einstieg. Die nötigen Antennenkabel waren hier bereits verlegt und mussten nur noch angeschlossen werden. Das dritte Gerät wurde am Unfallort installiert.

Es kam der bange Moment des ersten Versuchs. «Bringen wirs zum Laufen?», fragten sich die drei Höhlenretter. «Die Nervosität war gross», erinnert sich Weidmann. Doch die Erlösung kam sofort. «Es hat auf Anhieb



Das Cave-Link-System im Einsatz an der Riesending-Schachthöhle
Foto: Bayerisches Rotes Kreuz, Kreisverband Berchtesgadener Land

funktioniert.» Von da an durchdrangen unzählige Textmeldungen Hunderte Meter Kalkstein. In Sekunden gingen die Nachrichten hin und her. Sie zu Fuss zu überbringen, hätte jeweils mehr als einen Tag gedauert. «Cave-Link war für den Erfolg der Rettung zentral», ist Weidmann überzeugt.

Am Mittwochabend traf die Ablösung ein. In der neuen Gruppe waren zwei Ärzte dabei, die zum Schluss kamen, dass Westhauser transportfähig sei und dass man rasch vorwärtsmachen müsse. Derweil waren Weidmann und seine Kollegen auf dem Rückweg.

Sie erreichten in der Nacht die Oberwelt, nach Tagen praktisch ohne Schlaf, erschöpft und völlig aus dem Rhythmus. «Aber irgendwie vergisst man in einer solchen Situation die Müdigkeit und funktioniert einfach», sagt Weidmann. Das tat er noch für zwei weitere Tage, während deren er als Koordinator weiterarbeitete. Dann war für ihn die Aktion vorbei, die wegen ihrer ungeheuren Dimension als «Kapitel alpiner Rettungsgeschichte» bezeichnet wird. Ein Kapitel mit Happy End: Am 19. Juni sah Johann Westhauser wieder Tageslicht.

Cave-Link

Cave-Link ist ein Datenübertragungs- und Messsystem für die Höhlenforschung und den Bergbau. Es kann Daten durch Fels hindurch senden. Entwickelt wurde es von Mitgliedern der Arbeitsgemeinschaft Höllochforschung. Die Geräte werden seit 2008 kommerziell hergestellt (www.cavelink.com). Mit zwei Elektroden wird langwelliger Strom in den Fels eingespeist. Wenn etwa ein Millionstel des gesendeten Stroms bei den Elektroden der Gegenstation ankommt, genügt dies, um ihn aufzunehmen und auszuwerten. Es können bis ca. 1000 Meter überbrückt werden. Werden mehrere

Geräte hintereinandergeschaltet, können entsprechend grössere Distanzen überwunden werden. Das System ist so konzipiert, dass es bei Störungen zwar zu Verzögerungen, nicht aber zu Übertragungsfehlern kommt. Empfindlich reagiert das System namentlich auf Gewitter. Es können kurze Textmeldungen oder Messdaten übertragen werden. Die Geräte an der Oberfläche können mit dem Mobilfunknetz verbunden werden. So können SMS aus der Höhle an Handys geschickt werden und umgekehrt.

RETTUNGSAKTION

Wundersame Rettung eines Totgeglaubten

Diesen Sommer hat ein Canyoning-Unfall im Tessin ein gutes Ende genommen – entgegen allen Erwartungen. Ein Fall, den man bei der Diskussion um die Verhältnismässigkeit von Einsatzmitteln nicht vergessen sollte, findet ARS-Geschäftsführer Andres Bardill.

Am Freitag, 15. August, dieses Jahres steigen drei Männer das Val d'Ambra hoch. Das Seitental, das zwischen Bodio und Biasca in die Leventina mündet, ist bei Canyoning-Sportlern beliebt. Die Tour durch den Fluss Rierna gilt als mittelschwer, kann aber gefährlich werden. Der Fluss hat ein grosses Einzugsgebiet und schwillt nach Regenfällen stark an. So auch an jenem Freitag: 3000 Liter pro Sekunde donnern den Canyon hinunter. Einem der drei Deutschen graust ob der Wassermassen. Er kehrt um und wartet unten beim Ausstieg. Ein weiser Entscheid, wie sich herausstellen wird. Seine beiden Kollegen wagen das Abenteuer.

Gegen Abend geht bei der Rettungsstation Biasca der Alarm ein. Einer der «canyonisti» ist verschwunden. Dem zweiten ist es gelungen, aus dem Fluss zu klettern und Hilfe zu rufen. Die Retter von Biasca rücken aus. Wenig später macht sich auch ein Rega-Helikopter auf den Weg, an Bord Juanito Ambrosini, RSH und Canyoningsspezialist der Station Locarno. Er traut seinen Augen kaum, als er den reissenden Fluss sieht: «Wer geht da noch hinein?», fragt er sich.

Ein gerissenes Seil

Solange es die Verhältnisse zulassen, sucht Ambrosini an der Winde nach dem Mann, die terrestrischen Retter durchkämmen derweil die Schlucht. Ohne Erfolg. Der Vermisste ist weder zu sehen noch zu hören. Um 2 Uhr morgens wird die Suche abgebrochen.

Nach wenigen Stunden geht es am anderen Morgen weiter. Nach einiger Zeit endlich eine

Spur: In der Nähe eines rund sieben Meter hohen Wasserfalls entdecken die Retter ein gerissenes Seil. Die Taucher der kantonalen Seepolizei, die inzwischen auch zur Suchmannschaft gestossen sind, suchen das Becken unter dem Wasserfall ab. Nichts. Rund 30 Leute sind den ganzen Tag an der Arbeit, im und am kalten Wasser. «Wir kamen ans Limit, alle waren sehr müde», erinnert sich Ambrosini. Ihm selber passiert ein Missgeschick: Als er zwei Rucksäcke mit Proviant oberhalb des Wasserfalls deponieren will, fallen sie hinunter und verschwinden im Wasser. «Ich bekam einiges zu hören von den hungrigen Rettern», sagt Ambrosini schmunzelnd.

Sein Schnitzer hat vielleicht ein Menschenleben gerettet. Die Rucksäcke gingen nämlich den gleichen Weg, den der Körper des 23-jährigen Deutschen gegangen war. Sie sanken auf den Grund des Beckens, wurden durch einen Siphon in einen Hohlraum im Fels hinaufgespült... und vom Verunfallten dankbar im Empfang genommen. Er hatte endlich wieder etwas zu essen. Wie er später erzählte, war er zu dieser Zeit überzeugt, dass die Retter wussten, wo er war, und ihn bewusst mit Nahrung versorgt hatten. Eine falsche Hoffnung, die ihm – zusammen mit dem Proviant – vielleicht die nötige Kraft verlieh, um eine weitere Nacht in kaltfeuchter Finsternis durchzustehen.

Nicht aufgeben

Am Samstagabend unterbrachen die Retter die Suchaktion erneut. «Die Chancen, dass der Mann noch lebte, waren zu diesem Zeitpunkt schon sehr klein», sagt Ambrosini. Trotzdem war für die Retter klar, dass sie weitermachen wollten.

Dazu kam es nicht mehr. Am Sonntagvormittag tauchte der «canyonista» beim kleinen Stausee Richtung Talausgang auf, unverletzt und in guter Verfassung. Er hatte es gewagt, aus seinem kalten Gefängnis hinauszutau-

chen. Das riskante Unterfangen gelang, er kam an der Wasserwalze vorbei. Dem jungen Deutschen stand an diesem Wochenende offenbar ein Heer von Schutzengeln zur Seite. Auch wenn es schliesslich nicht die Tessiner Retter waren, die den Mann befreiten, ist es für Juanito Ambrosini doch ein Ereignis, das ihm in Erinnerung bleiben wird. «Es zeigt, dass man nicht zu früh aufgeben sollte. Auch wenn die Chancen schlecht stehen, bleibt die Hoffnung. Sie ist für uns Retter der Motor.»

Für Andres Bardill, Geschäftsführer der Alpenrettung Schweiz, ist das Überleben des jungen Mannes ein «unvorstellbares Wunder». «Wir sollten es im Kopf behalten, wenn wir über die Frage der Verhältnismässigkeit diskutieren.» Bis Gewissheit herrsche, dass jemand tot sei, müsse man vorsichtig sein mit dem Abbruch einer Suche oder der Reduktion der Einsatzmittel.



Nass und glitschig: Das Retten aus Flüssen stellt ganz besondere Anforderungen an Retterinnen und Retter. Foto: zvg

TODESFALL

Im Einsatz gestorben

Der Meiringer Bergretter Franz Werren ist am 30. Juli gestorben. Vier Tage zuvor hatte er sich bei einem Einsatz bei den Giessbachfällen schwer verletzt. Seine Familie und die Bergretter-Gemeinschaft trauern um einen lieben Menschen und selbstlosen Retter.

In der Nacht vom 25. auf den 26. Juli rückte Franz Werren zusammen mit fünf Rettern der Station Oberhasli und einem Hundeführer zu einer Such- und Bergungsaktion aus. Kurz nach Mitternacht fanden sie den verirrtten Wanderer im Bereich Schweibenalp. Er konnte unverletzt geborgen werden. Bergführer Franz Werren stürzte bei der Rettungsaktion den steilen Abhang hinunter und verletzte sich schwer. Er wurde per Seilwinde

geborgen und von der Rega ins Insepspital geflogen. Vier Tage lang schwebte er zwischen Leben und Tod. Am Nachmittag des 30. Juli ist der 45-Jährige seinen Verletzungen erlegen.

Franz Werren war verheiratet und Vater von drei Söhnen. Der Schmerz über seinen Tod wiegt in seiner Familie zweifellos am schwersten. Er geht aber weit über sie hinaus. Die Todesanzeigen legen Zeugnis davon ab, dass die Trauer im ganzen Berner Oberland gross ist. Im Onlinekondolenzbuch der Alpinen Rettung Schweiz haben sich über 70 Personen eingetragen. Bergretterinnen und Bergretter aus der ganzen Schweiz gaben ihrer Bestürzung und ihrer Trauer Ausdruck und sprachen den Angehörigen ihr Mitleid aus. Die Berge seien schön und unfassbar, schreiben etwa Coraly Pernet und Christian Reber von der Station Diablerets. «Manchmal sind sie rau, manchmal anmutig, manchmal voller Poesie, manchmal gewalttätig und todbringend.»

Vom Strahlen zum Bergsteigen

Franz Werren kam 1968 in Guttannen als Nachzügler und jüngstes von drei Geschwistern auf die Welt. Er war noch ein kleiner Bub, als sein Vater von einem Strommasten stürzte und invalid wurde. Ab diesem Zeitpunkt arbeitete die Mutter auswärts, um Geld zu verdienen, und die Familie war auf Unterstützung der Gemeinde angewiesen. Keine einfache Situation für den kleinen Franz. Seine grossen Geschwister Silvia und Fritz kümmerten sich jedoch nach Kräften um ihren jüngsten Bruder.

In Brienz machte Franz Werren die Schreinerlehre. In dieser Zeit ging er mit seinem Bruder oft ins Grimselgebiet zum Strahlen. Dabei bekam der junge Mann Freude am Bergsteigen. Im ersten Jahr nach der Lehre wagte er mit einem Freund das Abenteuer Kilimandscharo. Die Erlebnisse in Afrika dokumen-

tierte er mit Bildern. Das Fotografieren wurde ihm zur Leidenschaft, eine Zeit lang trug er sich mit dem Gedanken, Fotograf zu werden. Schliesslich sah er davon ab. Aber die Fotografie blieb ihm ein grosses Hobby.

In Andermatt machte Werren die Rekrutenschule als Gebirgsfüsilier. Nach bestandener Bergführerausbildung leitete er in den Wiederholungskursen die Hochgebirgskurse. Ab ca. 1994 war Franz Werren als Retter in der Rettungsstation Oberhasli aktiv, seit 2005 engagierte er sich als Einsatzleiter. 2012 machte er die Ausbildung zum Rettungsspezialisten Helikopter. Als kompetenter, ruhiger und verantwortungsvoller Retter war er vielen Kameraden ein Vorbild. In unzähligen Rettungseinsätzen stand er jenen bei, die auf Hilfe angewiesen waren.

Auf dem Wildgärist zum Glück

In einer Skitourenwoche in den Dolomiten lernte der Bergführerassistent seine künftige Frau Margret kennen. Zurück in der Schweiz besiegelte eine Tour auf den Wildgärist ihre Liebe. In dieser Zeit arbeitete Werren noch als Patrouilleur in Saas Fee. Einmal hatte er dabei grosses Glück: Er wurde im Pistenfahrzeug vom Seil einer Winde am Kopf getroffen. Nach einem Spitalaufenthalt kehrte er gesund zu Margret zurück. Im Herbst 1995 heirateten die beiden in der Kirche Guttannen. In den nächsten Jahren wurden die Söhne Xander, Dres und Thomas geboren. Am 30. Juli wurde Franz Werren seiner Familie für immer entrissen.

Der Stiftungsrat und die Geschäftsleitung der ARS sprechen der Familie und den Angehörigen ihr tiefes Beileid aus. Wir behalten Franz in bester Erinnerung.



Franz Werren (1968 – 2014) Foto: Theo Maurer



HERMANN GEIGER-STIFTUNG

Unterstützung für Retter in Not

Geraten ein Retter oder seine Angehörigen nach einem Unfall in materielle Schwierigkeiten, leistet die Hermann Geiger-Stiftung Hilfe.

Nach einem Rütfen-niedergang am 15. Februar 1990 suchte ein Hundeführer bei einem Stausee am Vilterser Berg nach Verschütteten. Eine zweite Rüte schleuderte den Retter in den Stausee. Er überlebte den Sturz ins Auffangbecken des Stauwerks nicht. Eine traurige Geschichte. Sie ist aber noch nicht fertig erzählt: Der Hundeführer hinterliess eine Frau und drei Kinder im Alter zwischen 9 und 16 Jahren. Sie hatten nicht nur den Schmerz über den Verlust des Ehemanns und Vaters zu tragen, ihnen drohte auch wirtschaftliche Not. Die Hermann Geiger-Stiftung griff der Familie unter die Arme und half die materiellen Konsequenzen des Unfalls zu lindern.

Medizinische Kosten und Erwerbsausfall

Kurt Amacher, der langjährige frühere Grindelwaldner Rettungschef, ist seit 2006 Präsident des Stiftungsrates. Zusammen mit den vier anderen Stiftungsräten entscheidet er, wer Geld erhält. Zum Glück sind Todesfälle selten. Aber auch schwere Unfälle können die Retter und ihre Angehörigen in Schwierigkeiten bringen: Medizinische Kosten und Erwerbsausfall bringen ein Familienbudget leicht aus dem Lot. Wenn die Stiftung von solchen Fällen hört, sucht sie das Gespräch mit den Betroffenen. «Oft sagen sie uns, sie bräuchten gar keine Unterstützung», erzählt Amacher. Er führt dies darauf zurück, dass heute das Netz der Sozialversicherungen enger geknüpft ist als früher. Trotzdem gibt es immer noch Familien, die durch einen Unglücksfall in einen finanziellen Engpass geraten. Dann greift die Stiftung ein. «Zurzeit betreuen wir fünf Fälle. Das ist eher wenig, wir hatten auch schon das Doppelte.» Das Ausmass der Unterstützung variiert. Genügt in einem Fall ein einmaliger Beitrag, er-



Die Stiftung für Retter wurde im Gedenken an den tödlich verunglückten Gletscherpiloten Hermann Geiger nach ihm benannt. Foto: Rega

halten andere einen jährlichen oder gar monatlichen Beitrag. Der Entscheid, wer wie viel bekommt, richtet sich nicht nach einem starren Kriterienkatalog. «Wir entscheiden nach gesundem Menschenverstand.» Was auch bedeutet, dass den Angaben der Empfänger nicht blind vertraut wird. Man hole Steuerauskünfte ein, wenn es Indizien dafür gebe, dass jemand die Beiträge gar nicht mehr nötig habe. «Missbrauchsfälle kommen vor», bedauert Amacher.

Stiftungszweck wird überdacht

Die Stiftung zahlt jährlich zwischen 30 000 und 50 000 Franken aus. Ziel ist es, mit dem Ertrag durchzukommen, den das Stiftungskapital abwirft. Dieses ist durch Spenden und Legate geüffnet worden. «Noch heute bekommen wir Geld aus der ganzen Welt, einzelne Spender geben Jahr für Jahr etwas», sagt Amacher. Die Rega unterstützt die Stiftung, indem sie ihre Geschäfte unentgeltlich führt.

Weil der Unterstützungsbedarf in den letzten Jahren gesunken ist, überlegt man derzeit, ob und wie der Stiftungszweck ausgeweitet werden könnte. «Wir wollen das Geld nicht

zum Fenster rauswerfen, aber auch nicht horten», erklärt der Stiftungsratspräsident. Eine Möglichkeit sähe er darin, Teile der Ausbildungskosten von Bergretterinnen und Bergrettern zu übernehmen. «Aber das ist erst eine Idee.»

Geschichte, Zweck und Sitz der Hermann Geiger-Stiftung

Die Hermann Geiger-Stiftung wurde 1967 durch den damaligen Rega-Direktor Fritz Bühler, Erich Friedli und Hans Oetiker gegründet. Namensgeber war Gletscherpilot Hermann Geiger, der ein Jahr zuvor tödlich verunglückt war. Das Startkapital von 10 000 Franken steuerte die Rega (damals noch unter dem Namen Verein Schweizerische Rettungsflugwacht) bei. Der aktuelle Stiftungszweck lautet: «Finanzielle Unterstützung von Gebirgs- und Flugrettern bzw. ihren Angehörigen, die in Not geraten sind und in der Schweiz oder im Fürstentum Liechtenstein wohnen oder ausserhalb dieser Länder mit der Rega im Rettungsdienst zusammengearbeitet haben.» Sitz der Stiftung ist das Rega-Center am Flughafen Zürich.

BERGRETTET IM FOKUS

Der Nachtarbeiter

Wer in der Nacht arbeitet, hat mehr vom Leben – so ist das Motto von Michel Ebnöther. Der Retter aus Graubünden nutzt die Tage für seine Familie und seinen Rettungshund Hunter.

Es ist kurz vor zwölf in Chur. Während andere auf die Mittagspause warten, hat Michel Ebnöther bereits Feierabend. Seit gut zwei Jahren leitet er bei der Bäckerei Merz – dem graubündnerischen Pendant zu Sprüngli – die Nachtschichten. «Klar ist es anstrengend, um Mitternacht aufzustehen», sagt er. «Aber wie so vieles ist auch das eine Einstellungsache.» Und die ist bei dem gebürtigen Glarner erst einmal positiv. «Ich bin ein aufgestellter Mensch», grinst er und parkt sein Auto vor einem riesigen an ein Chalet erinnernden Gebäude im Industrieviertel von Chur. Hier ist das Herzstück der Bäckerei, sowohl Produktion wie auch ein grosses Café befinden sich unter dem mit Blumen bepflanzten Dach. Riesige Glasfenster stechen ins Auge. Passanten stehen an der Scheibe und schauen den Bäckern beim Teigkneten oder Sandwichbestreichen zu. Auf der rechten Seite führt für Eilige der Backwaren-Drive-in vorbei. Ebnöther öffnet die Türe, steigt die Treppe in den ersten Stock hoch und öffnet die Türe zu den gemütlichen Gemeinschafts- und Ruheräumen. «Beim Bau wurde grosser Wert auf den Wohlfühlaspekt gelegt», sagt Ebnöther. Wenn er vom Bau und von der Firma erzählt, schwingt Stolz in seiner Stimme mit. Man



Zum Anbeissen: Michel Ebnöther zeigt stolz her, was er und sein Team in der Nacht gebacken haben. Foto: Sarah Forrer

spürt: Er arbeitet gerne hier. Trotz den mittlerweile rund 160 Mitarbeitenden sei der Betrieb familiär.

Zeit für Hund und Familie

«Mehr aus der Not heraus» habe er als jugendlicher Bäcker gelernt, sagt Ebnöther. Nach den Wanderjahren arbeitete er einige Jahre auf dem Bau. Heute kommt ihm beides entgegen. «Ich bin sozusagen ein backender Maschinenführer.» Schliesslich geht es in der Nacht darum, die Backöfen optimal auszulasten, sodass die über tausend Gipfeli und Hunderte von Broten und Brötchen am Morgen pünktlich und frisch in den Filialen bereit liegen. «Manchmal ist das wie Tetris spielen.» Zusammen mit seinem fünfköpfigen Team jongliert Ebnöther mit den Blechen, läuft zwischen Tiefkühlraum und Backstube hin und her und improvisiert, wo nötig. «Bis um 6 Uhr haben wir gar keine Zeit, müde zu sein.» Geschweige denn, auf dem Handy rumzudrücken. Einzige Ausnahme: Wenn der Pager

lingelt. Dann ist der 32-Jährige sowohl bei der Feuerwehr wie auch bei der Rettung zur Stelle. «Zum Glück unterstützt mich mein Team.» Er schaut als Nachtschichtenleiter wiederum, dass er die Freiwünsche seiner Crew erfüllen kann, und motiviert sie immer wieder durch gemeinsame Ausflüge oder Gespräche. «Es ist ein Geben und Nehmen.» Durch die Nachtarbeit wird Ebnöther für seine Einsätze indes selten aus der Arbeit gerissen. «Die Rettungen sind meist am Tag», sagt er. Das spricht für die Nachtarbeit. Dazu kommt: Er hat mehr Zeit für seine Kinder und seinen sechsjährigen Labrador Hunter. «Im letzten Winter war ich nach der Arbeit fast immer mit meinen beiden Töchtern auf der Piste. Solche Erlebnisse sind unersetzlich.» Daneben streift er gerne entweder alleine oder mit seinem Hund durch die Wälder in Tiefencastel. Dort wohnt er mit seiner Familie seit 2001. Näher zu Chur zieht es ihn trotz halbstündigem Arbeitsweg nicht. «Ich bin durch und durch ein Landei!»

Steckbrief

Michel Ebnöther (32) lebt mit seiner Frau und zwei Töchtern in Tiefencastel. Der 32-Jährige ist Retter II bei der Rettungsstation Thusis und Geländesuch- und Lawinenhundeführer. Daneben ist er in der Feuerwehr Albulas als Offizier aktiv.



SICHERHEITSBEKLEIDUNG

Zweite Kleidergeneration steht bereit

Wetterschutzjacke und -hose waren vor sieben Jahren die ersten Produkte der gelb-schwarzen Kleiderlinie der ARS. Nun wurden sie weiterentwickelt. Die verbesserten Modelle können ab 2015 bestellt werden.

Seit 2007 verliessen 12460 Bekleidungsstücke in den Farben Gelb-Schwarz das Lager der ARS. Winterhose, Softshell- und Goretex-Jacke machten den Anfang, dazu gesellten sich im Folgejahr die Sommerhose und eine Weste. Auf vielfachen Wunsch wurden darauf der Retterrucksack und die Retterapotheke konzipiert. Den Abschluss der Bekleidungslinie bildete die Thermojacke.

Dank der guten Zusammenarbeit mit der Firma Haglöfs wurden unsere Wünsche und Ansprüche bezüglich Funktionalität, techni-

scher Lösungen und Design in der Entwicklung der Artikel jeweils aufgenommen und umgesetzt. Damit ist eine bemerkenswerte Bekleidungsline entstanden, die den heutigen Retter auszeichnet. Er trägt damit ganz wesentlich zu einem einheitlichen Erscheinungsbild in der Öffentlichkeit bei.

Ersatz ist fällig

Doch jedes Produkt hat sein Ablaufdatum. Auch mit einem korrekten Wasch- und Imprägnierungsrhythmus des Goretex-Materials werden Jacke und Hose wind- und wasserundurchlässiger. Der Stoff wird fühlbar dünner, die Reissverschlüsse beginnen zu lahmen, ein Ersatz wird fällig.

Seit über einem Jahr sind wir daran gemeinsam mit Richi Bolt, Entwickler bei Haglöfs, die Goretex-Jacke und die Winterhose weiterzuentwickeln. Aufbauend auf den bestehenden Modellen wurden die Nachfolgeprodukte in einigen Punkten verbessert.

Robuster und kompakter

Dank dreilagigem GORE-TEX PRO und festem Stoff über dem Schultergürtel und im Hüftbereich ist die neue Jacke extrem robust. Ihr Packvolumen ist geringer als beim bisherigen Modell. Die Funktasche mit Mikrofönbefestigung wurde verfeinert, die Zahn-Reissverschlüsse sind leichtzügig und wasserabweisend. Neu passt der Helm perfekt unter die Kapuze; diese ist dreifach verstellbar und kann mit Druckknöpfen fixiert werden.

Die Winterhose, ebenfalls aus dreilagigem GORE-TEX-PRO-Material gefertigt, hat eine integrierte, verstellbare Gamasche. Diese passt über den Skitouren-, aber auch über den Bergschuh. Damit diese Funktionalität voll ausgenutzt werden kann, bieten wir neu die Winterhose ebenfalls in drei unterschiedlichen Längen an. Die Hose hat einen verstellbaren Bund mit Velcro und ist beidseitig mit



Zweiwegreissverschlüssen über die gesamte Beinlänge ausgestattet. So kann die Hose auch als Überzugshose benützt werden.

Mit all den innovativen Weiterentwicklungen steigen die Preise für die beiden Bekleidungsstücke moderat um nur 70 bis 100 Franken an. Die neuen Preise werden im Extranet per 1. Januar 2015 publiziert.

Elisabeth Floh Müller

Bestellung

Goretex-Jacke und -Hose werden exklusiv für die Alpine Rettung Schweiz produziert und sind nicht im Handel erhältlich. Die Rettungschefs sind verantwortlich für die Bestellungen aus ihren Stationen. Die entsprechenden Formulare werden Anfang Jahr im Extranet aufgeschaltet.



Lesetipp



Fliegen um Leben und Tod

«Der Aufbau einer Rettungsstation in Nepal ist für mich aber nicht nur ein Projekt, es ist eine Herzensangelegenheit.» Diese Worte stehen im ersten Kapitel des Buchs von Gerold Biner. Der CEO der Air Zermatt und seine Kollegen haben in den letzten Jahren eine Flugrettungsstation im Himalaja aufgebaut. Der leidenschaftliche Pilot erzählt, wie es dazu kam: von seinen eigenen Einsätzen mit den rettenden Rotoren in ungewohnten Höhen, von der Einführung der Direktrettung mit Seilwinde, vor allem aber vom Know-how-Transfer zu den Bergrettungskräften vor Ort. Er berichtet von der Ausbildung nepalesischer Piloten und Bergführer, von Fortschritten und dramatischen Rückschlägen. Rückschläge, von denen sich ein Biner berühren, jedoch nicht beirren lässt. Im nächsten Frühling soll die Ausbildung der

Luftretter in Nepal abgeschlossen sein. Zusammen mit Co-Autorin Sabine Jürgens legt Gerold Biner ein packendes Buch vor. Die Spannung trägt von der ersten bis zur letzten Seite – nicht nur, aber ganz bestimmt auch für Retterinnen und Retter.

Gerold Biner (2014): Fliegen um Leben und Tod. Bergretter zwischen Matterhorn und Everest. Verlag Orell Füssli, Zürich. CHF 34.90.



Retouren:
Alpine Rettung Schweiz
Rega-Center
Postfach 1414
8058 Zürich-Flughafen

Dank

Im Namen aller Gremien der ARS danken wir den Retterinnen und Rettern für die grossen Leistungen, die aktive Mithilfe und Unterstützung rund um die alpine Rettung. Für die bevorstehenden Festtage und den Jahreswechsel wünschen wir alles Gute. Auf dass 2015 wiederum ein erfolgreiches Retterjahr werde!

Geschäftsleitung ARS:
Andres Bardill, Geschäftsführer
Elisabeth Floh Müller, stv. Geschäftsführerin
Theo Maurer, Chef Ausbildung



Impressum

Bergretter: Magazin für Mitglieder und Partner der Alpen Rettung Schweiz

Herausgeber: Alpine Rettung Schweiz, Rega-Center,
Postfach 1414, CH-8058 Zürich-Flughafen,
Tel. +41 (0)44 654 38 38, Fax +41 (0)44 654 38 42,
www.alpinerettung.ch, info@alpinerettung.ch

Redaktion: Elisabeth Floh Müller, stv. Geschäftsführerin, floh.mueller@alpinerettung.ch
Andreas Minder, res.minder@hisppeed.ch

Auflage: 3500 Deutsch, 1000 Französisch, 800 Italienisch

Adressänderungen: Alpine Rettung Schweiz, info@alpinerettung.ch

Gesamtherstellung: Stämpfli AG, Bern

P. P.
3001 Bern